

Brita Steinwendtner

# AM WEIHER

Roman

OTTO MÜLLER VERLAG

*Leben will ich denn auch!*

Friedrich Hölderlin

*Sei was du bist  
Gib was du hast*

Rose Ausländer

*was b:leibt?*

*im dunkel  
k:ein dunkel  
im licht  
k:ein licht  
im licht  
k:ein dunkel  
im dunkel  
k:ein licht  
das b:liebe*

José F. A. Oliver

Nachts schreien die Gänse.  
Verfolgen und paaren sich im Licht.  
Schützen einander, kennen Treue.  
Fliegen schnelle Runden über Weiher, Schloss und Park.  
Weiches, weißes Rauschen, wenn sie landen.  
Müde kommt die Dämmerung.  
Der Himmel ist in die Sterne gestreut.

Der Weiher ist die Überredung des Immergleichen. Er bleibt, was er ist in seiner Sanfttheit und in seinem Aufgewühltsein. Im Spiel der Farben und Formen, des Lichts und der Finsternis und in den Zeiten des Jahres. In seinem jeweiligen Jetzt, das es immer und niemals gibt, und alle, die das spüren, werden leicht und schuldlos.

Die Geschichte eines Weihers möchte ich erzählen.

Von ein paar Menschen berichten, die an seinen Ufern leben oder gelebt haben. Drei Frauen rücken in das Licht: Vivien, die Jüngste, ihre Mutter Luisa und Großmutter Margarethe. Eine Vierte fügt sich ein, Anna. War eine Fremde, Treibgut im Wind, Schattenriss eines Kriegs.

Ein Mann geht zwischen den Frauen. Er weiß um ihr Schicksal. Hat von ihnen gehört oder mit ihnen gelebt, zur jeweiligen Zeit. Er liebt sie alle, jede auf andere Weise. Arthur. Jetzt ist er alt, über achtzig Jahre. Er war ein angesehener Bergbauingenieur, ist viel in Europa herumgekommen. Seit fast zwanzig Jahren hat er die Geologie hinter sich gelassen, ist sesshaft und zum Literaturliebhaber geworden. Er lebt allein und Bücher sind gute Gefährten. Sein kleines, gelbes Haus ist etwas im Moorgrund versunken und von einem alten Obstgarten umgeben.

Früh am Morgen oder gegen Abend sieht man ihn unter den Weiden, den Eichen und Kastanien am Weiherufer entlanggehen, ihre Spiegelung im Wasser betrachten, geduldig die Graugänse beobachten und zum Barockschloss hinüber-

blicken, das mit seinen Nebengebäuden sowie dem einst kunstvoll angelegten Park beinahe das gesamte Ostufer beherrscht.

An windstillen Abenden schimmert das Wasser silbrig im letzten Licht. Die Ufer wirken entgrenzt und der Weiher wie ein See. Die Fenster des Schlosses sind goldgelb erleuchtet, Klänge von Tanzmusik dringen aus den Räumen, Lachen und Applaus. Die steinernen Seepferde links und rechts der schmalen Ufertreppe haben dem Geschehen immer schon den Rücken gekehrt, den Erzbischöfen, Königen, Kellnern, Theaterleuten und Künstlern, den Nazis und heute den wechselnden Gästen des Salzburg Global Seminars aus aller Herren Länder.

Die Seepferde schauen ins Ungefähre.

Sie reden mit Fortuna, der wankelmütigen Göttin.

I

Der Juni-Tornado des letzten Jahres hat die älteste Weide gefällt. Mit ihrer ausladenden Krone lag sie im Wasser, verwirrt und zerstört in ihrem sichtbar gebliebenen Ast- und Blätterwerk. Ihr mächtiger Wurzelstock versperrte den Uferweg, herausgerissen stand er senkrecht da, alle Geheimnisse der Erde und der Lebewesen, die in ihm gehaust hatten, preisgebend. Auf den drei Inseln dieselbe Verwüstung, dort, wo einst Ruderboote angelegt hatten mit schönen Damen und galanten Herren, bereit für jede theatrale Verstellung. Jetzt stehen Gänse auf den nur leicht unter die Wasseroberfläche gesunkenen Stämmen umgestürzter Buchen und Birken. Putzen ihr inneres Federkleid. Ein weißer Flaum legt sich um ihr Tun.

In den historischen Anweisungen für die Anlage eines Weiher ist vermerkt: Zufluss im Norden, Abfluss im Süden. Hier ist es gegenteilig, der Weiher wird durch einen unterirdischen Zufluss aus dem über sechshundert Jahre alten Almkanal gespeist, dessen Quellgebiete im südlich gelegenen Königssee bei Berchtesgaden liegen sowie im Rossittenbach, der in den Felsabstürzen des Untersbergs zwischen Kolowratshöhle und Dopplersteig entspringt. Tief, smaragdgrün und klar ist meist das schnell fließende Wasser der Alm. Ihre technisch meisterlich angelegten zweiundzwanzig Verzweigungen waren seit dem Mittelalter der Antrieb für die Handwerker der Stadt, für Bäcker, Müller und Fleischer, Lederer, Gerber, Lodenwalker, Posamentierer und Zimmerer, für Schlosser, Nagler, Messerer, Steinmetze, Waffenschmiede und viele weitere.

An Wochenenden kommen die Fischer. Nur Männer. In Gruppen sitzen sie auf ihren Klappstühlen, rauchen und palavern, jeder drei, vier Angeln vor sich aufgebockt, das Sulin mit dem Köder am Haken weit in das Wasser hinausgeworfen. Viele von ihnen reden in fremden Sprachen.

Unter den wenigen Fischern, die von hier zu sein scheinen, ist ein rätselhafter Jüngling. Arthur nennt ihn Michelangelo, obwohl er keineswegs dem muskulösen Männerbild des Künstlers entspricht. Er ist vielmehr dünn, fragil und trägt seit Kurzem dicke Brillen. Aber wer hätte Menschengesichter in ihrer Abgründigkeit berauscher dargestellt als Michelangelo, Gesichter von Hohn und Huldigung, von Zweifel und Hybris, Verrat und Angst, Elend und Glück.

Wenn Vivien mit ihrem schnellen Schritt und dem schaukelnden brünetten Haar an den Fischern vorübergeht, verstummen sie, manche schauen ihr nach. Arthur kennt Vivien, seit sie geboren wurde, er ist ihr Taufpate. Ihre Mutter Luisa war seine Spielgefährtin, als sie Kinder waren in einer Zeit, die keine Ahnungslosigkeit kannte.

Ihre Zuneigung haben sich Luisa und Arthur über die Jahrzehnte hinweg bewahrt. Vor einiger Zeit noch sah man sie auf einer Bank am Weiherufer sitzen, sie hielten sich an den Händen und sprachen lebhaft aufeinander ein. Der Weiher nahm ihre Worte auf und ließ sie versinken. Ein Paar. Ein Liebespaar? Nur einander zugetan ein Leben lang? Es mischt sich vieles im Geflecht von Wärme, Vertrautheit und Sorge, von Trost und Sehnsucht. Berührung. Liebe. Schattenfugen und Lichtinseln.

Wellen ändern ihre Geschwindigkeit, ihr Spiel und ihr Ziel.

Menschen sind so.

Erinnerungen und Zukunftsbilder kommen und treiben vorüber wie Glaubenssätze, Wünsche und Wahrheiten.

Mitte September ist noch einmal der Sommer zurückgekommen. Aus den Schrebergärten entlang des Almkanals leuchten lila die Asters, blutrote Dahlien stehen groß wie Hecken. *Mit gelben Birnen hängen / Und voll mit wilden Rosen / Das Land in den See ...* Im Königswäldchen wuchern

meterhohe Brennesseln die Wege zu. Ihre Rhizome sind stark und weitverzweigt, sie sind die einzigen, die die invasiven Neophyten des Indischen Springkrauts in Zaum halten. Es riecht nach Erde. Kinder sammeln Kastanien. Die Walnüsse werden sich bald aus ihrem grünbitteren Mantel lösen.

Keine Graugänse auf dem Weiher, keine auf den Inseln. Sie sind in andere, nahe Gewässer und Wiesengründe geflogen, bis in den Flachgau, vielleicht sogar an den Chiemsee. Seit vielen Jahren schon sind sie keine Zugvögel mehr, der Großteil bleibt den Winter über in unseren Breiten. Ein besonderes Exemplar hält derzeit Wache, könnte eine Mischung aus Haus- und Graugans sein oder eine Pommerngans. Auf nicht mehr nachvollziehbaren Wegen ist sie an den Weiher gekommen. Sie ist größer und ihr weißer Bauch streift fast den Boden. Ist zu schwer für weite Flüge. Gänse können bis zu fünfundzwanzig Jahre alt werden, wenn man sie leben lässt. „Bettelgans“ nennt Arthur die Einzelgängerin. Sie wartet auf Menschen, die sie füttern – was verboten ist –, redet mit ihnen und läuft ihnen nach, sie kennt ihre Favoriten. Die Sprache der Gänse ist reich an Varianten, sie haben Warn- und Lockrufe, verständigen sich über weite Strecken, erkennen sich an ihren Lauten und schnattern ruhig vor sich hin, wenn sie zufrieden sind. Selten bleibt die Bettelgans allein. Sie sucht sich immer schwächere, kleine Gruppen, die sie beschützen kann.

Anfang Oktober fällt der erste Schnee. Ein grauweißes Tuch liegt über dem Land. Am nächsten Morgen ist es verschwunden, Sonne saugt den Nebel auf.

Arthur geht seine Runden.

Das kleine, gelbe Haus, in dem er lebt, hat er bereits als junger Mann gekauft. Wollte eine Bleibe haben, wenn er von seinen Verpflichtungen in den österreichischen Alpen-

ländern, in Deutschland, Italien oder in Portugal zurückkehrte. Das Häuschen liegt an der einzigen Straße, die am Westufer des Weihers ihren Anfang nimmt und Richtung Sonnenuntergang verläuft. Niemand wollte es damals erwerben, es war eine Arme-Leute-Gegend auf labilem Moorgrund. Moor, die „wilde Erde“, sagte man früher. Wurde abgebaut und als Torf verkauft, war ein karger Verdienst. Heute ist es schwer, den Besitz gegen die verlockend hohen Angebote von Immobilienhändlern zu verteidigen. Rundum werden die alten Häuser abgerissen und an ihre Stelle weiße, langgedehnte Villen mit riesigen Glasflächen und Flachdächern gesetzt, deren Wohnzimmer allein größer sind als die Quadratmeteranzahl seines Zuhauses. Die Bau-substanz ist schlecht, das Häuschen wurde in der Zwischenkriegszeit erbaut.

Zwischenkrieg –

– aufscheuchendes Wort, sagt sich so achtlos hin, so nebenbei wie „Zwischenstand“ und „Zwischenspiel“, einundzwanzig Jahre waren es nur, um zwischen zwei Weltkriegen Tod und Verheerung zu bewältigen, ein Atemholen und schon wieder Krieg, wir sagen „Vorkrieg“ und „Nachkrieg“, sagen es unbedacht wie „Frühstück“ oder „Siloballen“, taubstumm sind wir und lahm, wir betrachten die duftenden Rosenblüten und wollen Frieden, der mehr wäre als kein Krieg. Längst sind Populisten populär geworden, die Füsiliere der Sprache, hetzen ist ihr Beruf, lügen ihre Wahrheit, betrügen ihr Erfolg. Ihr Plan ist Macht, das Ende der nächste Krieg. Tag für Tag und verstreut über die Welt wächst das immer neue Töten, wir spenden für die Opfer. Wir trösten uns und sagen, bei uns wird es nicht so kommen, bestimmt nicht, aber wir könnten es wissen.

Und warum rede ich von wir und sie,  
nicht von ich?

Luisa und Arthur.

Ihre gemeinsame Geschichte beginnt in der Volksschule. Sie ist schnell erzählt in ihren äußeren Abläufen: Luisa war Halbwaise, ihr Vater war 1944 gefallen. Anfang der 1950er-Jahre bekam sie einen Stiefvater, der ihre Mutter Margarethe jedoch nach kurzer Zeit verließ. Daraufhin zog Margarethe mit dem Kind in die Nähe des Weiher, in die Mansarde eines Bauernhofs im Gneisfeld. Nur eine Wiese und ein paar Steinwürfe liegen zwischen dem Gehöft des Hollerbauern und dem Almkanal, an dessen holpriger, erdiger Uferstraße Arthur aufgewachsen ist – da findet man sich leicht zusammen. Zunächst Kinderspiele und Schulaufgaben-Machen, Abenteuer und Geheimnis. Später erotische Spielereien. Lange Trennungen, unterschiedliche Lebenswege. Luisa wählte die Hotelbranche und zog in einen Tourismusort in den Bergen, erst spät heiratete sie und bekam schnell drei Kinder. Vivien ist die Mittlere. Arthur hingegen war beruflich viel unterwegs. Steinbrüche, Gletscher, Erdbebenlinien. Flüchtig seine Affären, verloren jedoch die einzige große Liebe aus seiner Zeit an der Marmorstraße des Alentejo im Süden Portugals. Das Verlangen nach dem Bleibenden blieb. Das mag der Grund dafür gewesen sein, dass er immer, wenn er von seinen Auslandsjahren zurückkehrte, durch die Schlucht hinauf nach Mühlbach fuhr, um Luisa und ihre wachsende Familie zu besuchen.

Sie wussten voneinander und wurden sich niemals fremd.

Einige Jahre nach ihrem siebzigsten Geburtstag, als das Leben im Bergdorf einsam und beschwerlich geworden war, holte Vivien ihre Mutter – der Vater war schon vor Jahren gestorben – in eine Seniorenpension, die in einem weit-

läufigen städtischen Park liegt und von der es nur ein kurzes Wegstück bis zum Weiher ist. Damals war Luisa noch gut zu Fuß, inzwischen muss Arthur sie im Heim besuchen. Sie hat ihr etwas einfältiges, liebes Gesicht bewahrt, hört gerne zu, ist gepflegt und adrett gekleidet, wenngleich sie keine Dirndlkleider mehr, sondern bequeme Trachtenblusen trägt und einen Lodenrock, der im Lauf der Zeit um ihre Hüften zu schlottern beginnt, seit ihre füllige Figur an Gewicht verliert. Sie ist der Realität zugewandt. Dass jeder Tag bewältigt werden muss, sagt Luisa, das hab ich erst durch die Kinder gelernt, die haben mir allerhand aufzulösen gegeben. Aber du, Arthur, du bist immer ein Egoist gewesen, du hast ja keine Kinder, drum magst du mein Mädel so gern. Auf dem Bord über Luisas Bett steht die gerahmte Fotografie ihrer Mutter Margarethe. Daneben, etwas kleiner, lachen die Kinder von einem Bild, Vivien in der Mitte. Anschließend stapeln sich Kriminalromane. Über Arthurs Faible für schöne Schuhe und über sein anwachsendes Bäuchlein macht sich Luisa gerne lustig. Die Fenster stehen offen, Sonne liegt auf ihren Knien und in den Schrebergärten bellt ein Hund. Sie plaudern und trinken Kaffee aus der Maschine, die ihr Vivien gebracht hat, und leicht wird in solchen Stunden ihre gemeinsame Kindheit zur Gegenwart. Ihr wiedergewonnenes Paradies, ihr Albtraum auch.

\*

Ausgedehnte Wiesen, Kuh- und Kälberweiden umschließen das Gehöft des Hollerbauern, schöner als jeder erbaute Spielplatz. Im goldbraunen Gerstenfeld knistern die Ähren, auf dem Heuboden wohnen die Geister. Eine Straße führt am Hof vorüber, in der einen Richtung zum nahen Friedhof hin, in der anderen über die kleine Brücke des Almkanals zum südlichen Weiherufer mit dem Schilfgürtel. Luisa und

ihre Mutter wurden schnell heimisch in der Mansarde und in der neuen Umgebung. Margarethe war allseits beliebt. Bei der Hofarbeit musste sie helfen, da sie keine hohe Miete zahlen konnte. Unter Menschen wirkte sie heiter. Wenn sie allein war, schien sie einen verborgenen Kummer zu tragen, schwarze Vögel flogen durch ihre Augen. Aber für Luisa war sie weich und warm, eine liebevolle Mutter. Auch zu Arthur war sie zärtlich. Die Mansarde war klein und niedrig mit ihren schiefen Wänden, aber das machte den Kindern nichts aus. Im alten Küchenherd ließ Margarethe Funken sprühen, wenn sie Scheiter nachlegte, den Himbeersaft musste sie stark wässern und die gesalzenen Butterbrote waren meist zu wenig. Immer noch Hungerjahre nach einem langen Krieg. Andere machten inzwischen ihr Glück, Wiederaufbau und Wachstum. Margarethe war allein und mühte sich.

Im Lauf der Zeit bekam Margarethe viel Besuch. Von ihren Eltern hatte sie ein Pianino mitgebracht, das sie gut zu spielen und mit dem sie ihre Besucher vom Tagewerk abzu lenken wusste. Kurtl, der Steinmetz vom Friedhof, begleitete sie manchmal, und vierhändig spielten sie in den Abend hinein. Da hört sogar der Stier zu, sagte der Hollerbauer.

Wenn die Großen leiser redeten, horchten die Kinder auf.  
Ein Gerücht ging um.

Von einer dunklen Mordgeschichte, die hinter vorgehaltener Hand erzählt wurde. Soll im Schloss und im Schlosspark gewesen sein. War einst ein luxuriöser Park nach barockem Vorbild, seit dem Krieg verwahrlost und verwildert. Geheimnisvolles ist immer anziehend für Kinder. Heimlich kletterten Luisa und Arthur über die Konglomeratmauer, die den Park auch heute noch umgibt, und suchten nach den Spuren dieser Geschichte. Von einer Frau hatten sie reden hören und von einer ganzen Familie, von Schüs-

sen, von Mord und Selbstmord, und sie kannten sich nicht aus. Verloren waren sie im Unverständlichen.

Und da war noch etwas.

Der große, runde Tisch mit der dicken Marmorplatte.

Zwei rätselhafte Eisenringe waren in seinen Rand eingeschraubt. Der Tisch stand im Erdgeschoß des stattlichen Bauernhofs, dunkel war das Stubeneck, kaum zu sehen der Gekreuzigte im Herrgottswinkel darüber, kein Schutz für das verschreckte Mädchen. Absonderlich roch der Tisch, Luisa riecht ihn noch immer. Panik packt sie selbst jetzt, Jahrzehnte später. Arthur weiß, warum.

Besänftigend redet er auf sie ein und lenkt sie ab mit den heiteren Sommerfesten auf dem Weiher aus früherer Zeit. Er hat alte Fotografien in das Heim mitgebracht und zeigt Luisa die Blumeninsel, die mit Papierlampions beleuchtet war, die Regimentskapelle spielte flotte Märsche, während eine geschmückte Flotte mit einhundert Booten vorüberglitt. Und schau, Luisa, sagt Arthur, wenn der Weiher zugefroren war, ist die Spiegeleisfläche sauber gekehrt und mit Tannenbäumchen abgesteckt worden, siehst du die eleganten Damen, die in ihren knöchellangen Mänteln am Arm ihrer Kavaliere herumpromenieren, und andere ziehen ihre Kreise mit den Schlittschuhen, und da, da ist das Schlitten-Karussell für die Kinder ..., und Arthur redet, bis Luisa den beklemmenden Tisch vergessen hat. Dann sprechen sie über dies und das. Von ihrem Stiefvater Theobald erzählt Luisa nie. Es war auch nur eine kurze, nicht ganz durchschaubare Episode in ihrem Leben, bevor Margarethe mit ihr zum Hollerbauern übersiedelt war. Arthur kannte diesen Mann nicht, der, wie Luisa sagt, von einem Tag auf den anderen abgehauen ist.

Nachdenklich geht Arthur von solchen Besuchen nach Hause. Über dem Weiher liegt Abendstille. Er lässt sich Zeit,

ist müde. Am Vormittag hat er die letzten Brünnerlinge vom Baum gepflückt, über die ein- oder zweimal der Frost gehen soll. Er hält nicht mehr so viel aus wie früher, er muss es sich eingestehen. Die Tage vergehen schneller. Was war, wird groß, was kommt, verschwindend klein. Für Luisa will er stark sein, und gibt doch der Melancholie der Erinnerungen nach, die nichts verlangen und ungefragt kommen, um zu bleiben.

Nachts das Raunen der Bäume.

Während wir schlafen, geht draußen das Leben weiter.  
Sich vermehrend und unaufhaltsam.

Ohne uns.

Dem Kind Arthur war Margarethe fremd und vertraut zugleich gewesen. Scheu bewunderte er sie als jemand Besonderen. Sie hatte Augen wie ein Lichtgitter. Sie war anders als seine eigene Mutter, die als Putzfrau im wieder aufgebauten „Haus der Natur“ arbeitete, das auch nach der Zerstörung durch alliierte Bomben erneut zum meistbesuchten Museum von Salzburg wurde. Sie war launisch, überarbeitet, grob, raue Schale, weicher Kern. Im engen Wortsinn eine geschlagene Frau. Ihr Mann war ein Säufer, er schlug sie und bettelte um Verzeihung, wenn er wieder bei Sinnen war. Meistens gab sie nach, war wehrlos gegen seine Bitten und liebevollen Beteuerungen. Dann ging sie, auf bessere Zeiten hoffend, heiter in den Tag und kam abends erschöpft zurück, war ungeduldig und ungerecht, schimpfte und schrie ihren Mann an, der aus dem Haus stürzte und erst spät nachts zurückkam und alles von vorne begann.

Auch Margarethe wechselte ihre Stimmungen. Aber rätselhafter. Immer sanft. Sie konnte fröhlich und gesellig sein, die Leute brachten ihr oft Kleinigkeiten mit, ein paar Rauner, einen Bleistift mit Notizbüchlein oder einen

Tannenzweig mit einer Kerze im Advent. Für die Großen machte sie Zichorienkaffee und für die Kinder Grieskoch mit Zimt und Zucker drauf. Es wurde viel geredet, ein wenig musiziert und auch gelacht bei ihr. Sie strich Arthur mit einer Behutsamkeit, die er nicht kannte, über das Haar und fragte ihn nach seinem guten Vorankommen in der Schule. Wenn sie sich unbeobachtet fühlte, war etwas Trost- und Hoffnungsloses in ihrem Gesicht. Oder etwas Feierliches. Immer neue Vergleiche erdachte Arthur für Luisas Mutter und stellte sie sich als berühmte Konzertpianistin vor, die wiederholt dieselbe schwarze Taste anschlägt, bevor sie eine sanfte Melodie ohne gewaltsame Akkorde spielt, eine Melodie, die alle, die sie zu hören verstehen, glücklich macht.

\*

Viele Geschichten sind im Weiher verborgen.  
Vergessene Schicksale.  
Hol den Kahn aus dem Schilf.  
Lass weiterleben, was war.